

Udo Sträter

„eine wunderliche conjunctio
Planetarum zu Halle“ –
oder:
Wie eine Reformuniversität
entstanden ist.



Band 1

Hallesche Universitätsreden

Herausgegeben vom

Rektor der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Udo Sträter

**„eine wunderliche conjunctio
Planetarum zu Halle“ –
oder: Wie eine Reformuniversität entstanden ist.**

Investiturrede, gehalten anlässlich der
Feierlichen Investitur des 262. Rektors der
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
am 8.10.2010

Prof. Dr. Udo Sträter (Jg. 1952) ist seit 1992 Professor für Kirchengeschichte an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg; seit 2010 ist er Rektor.

Die Reihe wurde wiederbegründet unter dem 262. Rektor der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Prof. Dr. Udo Sträter

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

LXII

© Universitätsverlag Halle-Wittenberg, Halle an der Saale 2012

Printed in Germany. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten.

ISBN 978-3-86977-061-3

Von „Hallischen“ und „Halleschen“ Universitätsreden

Eine Vorbemerkung

Mit der hier vorliegenden Publikation wird eine weitere, historisch gesehen die dritte, Folge von hallischen Universitätsreden eröffnet. Vor fast einem Jahrhundert ist Heft 1 der „Hallischen Universitätsreden“ erschienen. Den Auftakt bildete eine Rede, die der Verfassungs- und Kirchenhistoriker Albert Werminghoff (1869–1923) bei der „Hohenzollernfeier“ am 21. Oktober 1915 gehalten hat. Anlass war die 500. Wiederkehr jenes Tages, an dem die brandenburgischen Stände ihrem neuen Landesherrn, Kurfürst Friedrich I. aus dem Hause Hohenzollern, in Berlin gehuldt hatten. Das Thema war daher auch ein ganz preußisches: „Der Rechtsgedanke von der Unteilbarkeit des Staates in der deutschen und brandenburgisch-preußischen Geschichte“ (31 Seiten, Verlag Max Niemeyer Halle; Druck: Ehrhardt Karras G.m.b.H. Halle, 1915). Die Reihe erreichte in den folgenden 26 Jahren 78 Hefte. Sie wies ein Format von ca. 22,5 x 14,5 cm (also etwa DIN A5 mit einer Überlänge von 1,5 cm) auf. Das vorläufig letzte Heft der „Hallischen Universitätsreden“ (Nr. 78) erschien 1941 (36 Druckseiten). Redner war der Ordinarius für Neuere Geschichte Werner Frauendienst (1901–1966). Thema der Rede, die aus Anlass des „Tages der nationalen Erhebung und der Reichsgründung“ (30. Januar 1933) gehalten wurde, war: „Bismarck als Ordner Europas“. Erscheinungsort war wiederum der Verlag Max Niemeyer. Den Druck hatte die Buchdruckerei des Waisenhauses G.m.b.H. besorgt.

Die folgenden Kriegsjahre ließen eine Fortsetzung der Universitätsreden-Reihe nicht zu. Nach Schließung und Wiedereröffnung der Universität 1945/46 dachte man angesichts anderer Sorgen offenbar nicht

an „Hallische Universitätsreden“. Erst eineinhalb Jahrzehnte später sollte es wieder eine gedruckte „Hallische Universitätsrede“ (im Umfang von 8 Druckseiten) geben. Es handelte sich um die Rektorats-Antrittsrede des Wirtschaftshistorikers Gerhard Bondi (1911–1966): „Zu einigen Fragen der Wirtschaftstheorie in Deutschland“. Rededatum war der 2. Oktober (Beginn des Wintersemesters) 1959. Die „Hallischen Universitätsreden. Neue Folge“ waren damit eröffnet. Als Verlag wurde im Impressum „Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg“ angegeben. In diesem Heft 1 der „Neuen Folge“ wurde einleitend bemerkt, dass man an die bislang 78 erschienenen Hefte „Hallischer Universitätsreden“ (1915–1941) anknüpfe. Sodann wurde mitgeteilt, dass der „Inhalt der neuen Folge ... durch die Aufgaben bestimmt“ werde, „die der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg im Rahmen einer sich rasch entwickelnden sozialistischen Gesellschaft erwachsen“ würden. In der Reihe werde sich nicht nur „ein Teil des wissenschaftlichen Lebens der Universität widerspiegeln“, sondern sie werde darüber hinaus „auch anregend und befruchtend auf Lehre und Forschung wirken“. Des weiteren sei die neue Reihe auch geeignet, „das Streben der Universität zu unterstützen, geistiges Zentrum des Wirtschaftsgebietes zu sein, in dessen Mittelpunkt sie gelegen ist.“ Das in der Einleitung mitgegebene „Leitwort“ lautet: „Für die Wissenschaft, die dem Frieden dient“. Was in der Einleitung nicht zu finden ist, ist die Tatsache, dass die neuen „Hallischen Universitätsreden“ wie alle Publikationen von der allmächtig erscheinenden SED-Universitätsparteileitung, die auch die Presseabteilung kontrollierte, zensiert und streng beaufsichtigt wurden. Die „Neue Folge“ endete 1969 mit Heft Nr. 37. Dieses Schlussjahr ist kein Zufall. Die Führung der DDR beseitigte mit der sogenannten Dritten Hochschulreform die letzten Reste traditioneller Strukturen und bürgerlichen Selbstverständnisses an ihren Universitäten. Dazu gehörte auch das Publikationsorgan einer Universität in Gestalt von „Universitätsreden“. Als letztes Heft erschien – fast symbolisch – eine Trauerrede (29 Druckseiten). Sie wurde am 26. März 1969 auf der Akademischen Trauerfeier zu Ehren von Ernst Hadermann (1896–1968), dem vormaligen Direktor des Germanistischen Instituts, von dem Literaturwissenschaftler Thomas Höhle (1926–2012) gehalten.

In den beiden darauf folgenden Jahrzehnten gab es keine durch einen Verlag publizierten „Universitätsreden“. Hauseigene Reihen im A5-Format, wie etwa die „Beiträge zur Universitätsgeschichte“ innerhalb der „Wissenschaftlichen Beiträge der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg“, kompensierten in etwa, jedoch nur ganz sporadisch und unvollkommen, die fehlenden „Universitätsreden“. Im Impressum eines Heftes von 1976 heißt es dazu – fast atemberaubend: „Die Beiträge erscheinen in 18 Reihen in unregelmäßiger Folge. Die Zählung der Beiträge erfolgt jahrgangsweise, die der Reihen als Nebenzählung unabhängig vom Jahrgang“.

Zumeist handelte es sich um „Ansprachen“, „Grußadressen“ und „Vorträge“ (weniger um „Reden“), die auf wissenschaftlichen Veranstaltungen der Universität gehalten oder speziell für Themenhefte eingeworben wurden. Als Hinweis auf den verantwortlichen Reihenherausgeber findet sich der Vermerk: „Veröffentlicht durch die Abt. Wissenschaftspublizistik der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg“.

Einen gewissen Neuanfang hallischer „Universitätsreden“ kann man in jenen kopierten und geklammerten Heften sehen, wie sie z. B. anlässlich der am 11. Mai 1990 erfolgten Investitur des ersten frei gewählten Rektors nach der politischen Wende in der DDR, des Agrarwissenschaftlers Prof. Dr. Günther Schilling, vorgelegt wurden. Aus diesem Anlass erschien – ohne jegliches Impressum – ein 27-seitiges DIN-A5-Heft (mit handschriftlicher Paginierung). Analoges gilt für ein 29-seitiges Heft, das die Reden im Rahmen der Feierlichen Immatrikulation vom 19. September 1990 festhält. Ein genauer Überblick über derartige Texte des Genres „Graue Literatur“ (= „Schrifttum von Behörden, Instituten, Firmen, Parteien, Verbänden, Gesellschaften usw., das nicht über den Buchhandel vertrieben wird“*) existiert nicht.

In den folgenden Jahren des Aufbruchs wurde das Fehlen von „Universitätsreden“ von nicht wenigen Universitätsangehörigen bedauert. An Beteuerungen, diese gute Tradition gelehrten Schrifttums unter den Bedingungen von Freiheit in Lehre und Forschung wiederaufleben zu

* G. Wiegand: Graue Literatur, in: Severin Corsten u.a. (Hg.): Lexikon des gesamten Buchwesens, 2. Aufl., Bd. 3, Stuttgart 1991, S. 243–244, hier S. 243.

lassen, hat es nicht gefehlt. Doch erst mit der Gründung des Universitätsverlages Halle-Wittenberg unter dem Rektorat des Agrarwissenschaftlers Prof. Dr. Wulf Diepenbrock im Jahre 2008, vor allem aber mit dem Engagement der Verlagsinhaber Peter Junkermann und Stefan Schwendtner, schien der Neuanfang nun in greifbarer Nähe. Inzwischen sind schon wieder vier Jahre vergangen. Aber nun ist es da – das erste Heft der neuen (d.h. seit 1915 dritten) Folge der „Hallischen [jetzt Halleschen] Universitätsreden“, erschienen unter dem Rektorat des Kirchenhistorikers Prof. Dr. Udo Sträter mit dessen Rektoratsantrittsrede „*eine wunderliche conjunctio Planetarum zu Halle‘ – oder: Wie eine Reformuniversität entstanden ist*“. Sie wurde im Rahmen der feierlichen Investitur am 8. Oktober 2010 gehalten. Wir hoffen, dass die neue Reihe viele interessante Reden und Redner(innen) präsentieren und so die Bedeutung unserer Universität, auch in den modernen und zukünftigen Zeitläuften, überzeugend unterstreichen wird. Das ist unser Anliegen.

QVOD DEVS BENE VERTAT!

Halle an der Saale, am Reformationstag 2012

Prof. Dr. iur. Heiner Lück

Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats
des Universitätsverlages Halle-Wittenberg

Investiturrede

„eine wunderliche conjunctio Planetarum zu Halle“ –
oder: Wie eine Reformuniversität entstanden ist.

VON UDO STRÄTER

Meine sehr und hochverehrten Damen und Herren – von denen ich hoffe, dass Sie alle in der anfänglichen Begrüßung durch den Herrn Vorsitzenden der Findungskommission¹ respectivè amt-, stand- und würdengemäß und auch zu Ihrer Zufriedenheit bedacht worden sind – bitte erlauben Sie mir, auf den Versuch einer Repetition des protokollarischen Kunststücks zu verzichten – schon mit Rücksicht auf die Redezeit – und Sie statt dessen – nun auch ausdrücklich im Namen des gesamten neuen Rektorats – sehr herzlich hier willkommen zu heißen und besonders auch allen denen zu danken, die sich schon zuvor mit schriftlichen Gratulationen und der Übermittlung guter Wünsche für die nun begonnene Legislaturperiode an uns gewandt haben. Vielen Dank! Gratulationen nehmen wir freudig an, und gute Wünsche können wir gut gebrauchen.

Der 262. Rektor unserer Universität zu sein – und diese Zählung beginnt erst 1694 und schließt die Wittenberger Kollegen seit 1502 gar nicht mit ein – der 262. Rektor der Universität Halle zu sein,² stellt einen

1 Vorsitzender der Findungskommission war Prof. Dr. Stephan Zierz, Medizinische Fakultät.

2 Diese Zahl ist im Nachhinein von Kustos Dr. Ralf-Torsten Speler korrigiert worden. In Folge der Differenzierung von Amtszeiten und Personen, die das Amt über mehrere Amtszeiten hindurch innehatten, und von Veränderungen der Universitätsstatuten vor allem in der neueren Zeit handelt es sich um die 271. Amtszeit; die Zahl der Amtsinhaber belief sich bis dahin auf 170 Rektoren (Michael Deutsch: Damit hat keiner gerechnet. In: Mitteldeutsche Zeitung [Ausgabe Halle], 30. Dezember 2010, S. 9).

protestantischen Kirchenhistoriker – und das bin ich und habe ich auch vor zu bleiben – in eine nachdenkenswerte Form von Sukzession. Wir sind dadurch zwar nicht Papst, aber doch Empfänger einer traditio, die wie alle traditiones ihre Schatten-, aber glücklicherweise zugleich und vor allem ihre Lichtseiten hat.

Sie werden sicher verstehen, dass ich diesen anrührenden Moment einer Investitur nicht dadurch profanieren möchte, dass ich nun versuchen wollte, Sie mit einer zwar weitschweifigen, dafür aber langweiligen Exposition meiner hochschulpolitischen Vorstellungen zu beglücken. Zu diesen Vorstellungen habe ich bei der Kandidatur und in Interviews schon nicht wenig gesagt.

Heute möchte ich noch einmal meiner eigenen Wissenschaft frönen: der Kirchen-, Geistes- und Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit, zu der eben auch die Universitätsgeschichte gehört. Denn wie derjenige, der von Reformation redet, zugleich über Wittenberg spricht, so derjenige, der Pietismus und Aufklärung thematisiert, zugleich von Halle. Das ist kein Lokalpatriotismus, sondern europäische Geistesgeschichte.

Es geht in meinen folgenden Worten also definitiv nicht um Hochschulpolitik, sondern um Universitätsgeschichte. Natürlich weiß ich, dass der Rückzug auf Vorlesungen zum eigenen Fach nicht vor Risiken und Nebenwirkungen schützt – vor allem nicht bei Rektoratsreden. Wohlmeinende Kollegen glaubten im Vorfeld, mich an Christian Wolffs Rektoratsrede von 1721³ erinnern zu sollen: diese Rede hatte bekanntlich einen so durchschlagenden Erfolg, dass Wolff seine nächste große akademische Rede dann in Marburg halten musste, wohin er vor Strafe des Strangs ausgewichen ist. Wolff hatte geglaubt, auch nur zu seinem eigenen Fachgebiet zu sprechen. Obwohl ich da nicht ganz sicher bin, denn was geht einen Mathematiker die Ethik der Chinesen an? – auch wenn China damals wie heute ein Thema von allgemeinem Interesse ist. Jedenfalls empfinde ich die wohlgemeinten Hinweise von Aufklärungsforschern an einen Pietismusforscher in Bezug auf den Fall Wolff als eine Manifestation geglückter Interdisziplinarität. Wofür unsere Universität in hohem Maße steht!

3 Christian Wolff: *Oratio de Sinarum philosophia practica*. Rede über die praktische Philosophie der Chinesen. Übersetzt, eingeleitet u. hg. v. Michael Albrecht. Hamburg 1985 (Philosophische Bibliothek, 374).

Nein, ich will im Folgenden auch gar nichts – nicht einmal versteckt – Politisches reden, sondern nur ein paar Bemerkungen zur Universitätsgeschichte anbringen, die meinen letztlichen Forschungen entstammen und zu deren weiterer Ausführung mir in den nächsten Semestern wohl sicher die Zeit fehlen wird. Es sind Anregungen an die community zum Weiterforschen – dixi et animam meam salvavi – und wenn denn jemand unbedingt mehr heraushören will, gilt Mt 11,15: Qui habet aures audiendi, audiat.

Ich habe meine Ausführungen – wie bei Theologen üblich – in drei Teile gegliedert. Der erste Teil hat die Überschrift: „Herzlich willkommen – oder Begrüßung und einleitende Worte“.

Nach der klassischen Rhetorik braucht jede Rede eine *captatio benevolentiae*: eine Gewinnung des Wohlwollens der Zuhörer. Ich hoffe, diesen Anspruch dadurch erfüllen zu können, dass ich Ihnen jetzt offiziell mitteile: diesen ersten Teil haben Sie gerade schon gehört – den können Sie getrost abhaken.

Es bleiben zwei weitere, die folgende – noch veränderbare – Arbeitstitel führen:

- (2.) „Tausche Uni gegen Regierung – oder: Noch einmal zu den Anfängen der Universität Halle“; und
- (3.) „Vom Segen einer Planung, die nicht funktioniert – oder: Die Geburt der Reform aus dem Chaos“.

Ich komme damit zum zweiten Abschnitt meiner Ausführungen unter dem angekündigten Arbeitstitel

„Tausche Uni gegen Regierung – oder:
Noch einmal zu den Anfängen der Universität Halle“.

In einer städtischen Festveranstaltung am Vorabend zum dreihundertsten Gründungsjubiläum der halleschen Universität Ende 1993 wies

der Gastredner des Abends, der Berner Universitätshistoriker Walter Rüegg, in gewagten Bildern – er sprach von einer „Vergewaltigung“ – das Auditorium noch einmal darauf hin, dass die Pläne zur Universitätsgründung in Halle weder von Seiten des Magistrats noch der etablierten Bildungsschicht Halles positiv aufgenommen worden waren, sondern entschiedenen Widerstand evoziert hatten.⁴ Dieser Widerstand setzte sich in die Gründungsphase der Universität hinein fort und war nicht etwa identisch mit den von der halleschen Stadtgeistlichkeit gegen Thomasius, Breithaupt und Francke gerichteten theologisch motivierten Attacken, sondern gründete sich auf Klagen über anfallende Kosten und den zu erwartenden Bedeutungsverlust der Ritterakademie und des Stadtgymnasiums in Halle.

Ein genau einhundertjähriges Jubiläum zuvor – 1894 – hatte sich Wilhelm Schrader in seiner „Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle“ angesichts des sperrigen Verhaltens der halleschen Stadtväter gegenüber der Universitätsgründung zu einem Tadel im Optativus irrealis veranlasst gesehen: „Mindestens die Stadt Halle“ – so formulierte er – „hätte die Anlage der Universität freudig und dankbar begrüßen sollen, zumal ihr Bürgermeister selbst auf eine solche Gründung hingewiesen hatte [...]“.⁵ Wen und was er damit meinte, steht einige Seiten zuvor zu lesen, wo Schrader mitteilt, dass der Bürgermeister Wesche schon am 8. Februar 1690, „also vor der Anstellung des Thomas[ius] vorgeschlagen“⁶ hatte, in Halle eine Universität zu gründen.

Dieses Schreiben des Bürgermeisters Wesche vom 8. Februar 1690 liegt im Geheimen Staatsarchiv Berlin-Dahlem.⁷ Kaum eine hochbezahlte Agentur kann heute intensiver für den Universitätsstandort Halle wer-

4 Walter Rüegg: Europäische Städte und ihre Universitäten. In: Universitätsjubiläum und Erneuerungsprozess. Die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg im dreihundertsten Jahr ihres Bestehens 1994. Hg. v. Hans-Hermann Hartwich. Opladen 1995, S. 33–48, hier S. 33 [Vortrag im Rahmen der unter dem Motto „Die Stadt und ihre Universität“ stehenden Eröffnungsveranstaltung des Jubiläumjahres am 23. Januar 1994]: „Das Bild der Alma mater und ihrer Kinder läßt jedoch eine wichtige Frage offen: Wo ist denn ihre eigene Mutter, die alma mater der Universität zu suchen? Der Titel meines Vortrags enthält implizit die Antwort: *Städte* sind die Mütter ihrer Universitäten. Freilich bringt der Plural zum Ausdruck, daß es sich dabei keineswegs um ein einfaches Verhältnis von Mutter und Kind, von Stadt und Universität handelt. Wie die Gründung der Universität Halle zeigt, kann die städtische Mutterrolle das Ergebnis einer Vergewaltigung sein.“

5 Wilhelm Schrader: Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle. Erster Teil. Berlin 1894, S. 44.

6 Schrader a. a. O., S. 38.

7 Signatur: Geheimes Staatsarchiv [GStA] Berlin, HAI Rep. 52 Nr. 159 n1 (1531, 1690–1698), Bl. 373–379.

ben, als Wesche es damals umsonst getan hat – allerdings nur handschriftlich, nicht im Internet. Ausführlich zählt er in seinem Schreiben die Standortvorteile Halles in 6 Punkten auf. Bitte hören Sie Bürgermeister Wesche im O-Ton: „(1) ist Halle ein wohlgelegener gesunder Orth, alwo jedermann Lust zu leben hat, Es ist (2) ein großer raumer Orth, da die Studenten die benötigten Logiamenter gegen Leipzig, Wittenberg und Jena zu rechnen, umb billichen Preiß haben könnten; Es ist (3) ein Orth von der reinlichsten und perfectesten hochteutschen Sprache, so ihn mercklich mitrecommendiret; Es ist (4) ein Orth von civilen und freundlichen Leüthen, welches ihn sonderlich beliebt machet; Speise und Tranck ist alda (5) gantz wohlfeihle, und von allen Dingen (6) umb billichmäßigen Preiß im Überfluß zu haben, so, daß gewißlich die Studiosi von anderen Academien sich leichte weg=und auff die neue Universität Halle begeben dürfften, und würde deren bald ein mercklicher Confluxus sich finden, wann S^c. Churfl. Durchl. per Edictum publiciren ließen, daß alle Dero Landes=Kinder, daferne sie hiernechst einige Beforderung in Dero Landen zu gewartten haben wolten, zum wenigsten ein Jahrlang auff dieser neu=gestifteten Academi studiren, und die ihrem Stande nach etwa benötigte Exercitia lernen solten.“⁸

Auch die Kostenfrage wird thematisiert – und im Handumdrehen marginalisiert: Welche Besitzungen hat nicht die kurfürstliche Regierung in Halle – und wie leicht läßt sich dies alles zu Geld machen zugunsten der Universität.⁹

Wie kommt es nur, dass ein derart glühender Befürworter der Universitätsgründung in Halle derart in Vergessenheit geraten konnte? Dass ihm nicht längst in der Stadt Halle ein Denkmal gesetzt oder zumindest eine Plakette an seinem Wohnhaus angebracht worden ist?

Die Antwort ist ernüchternd und banal. Wesche ist nie ein Bürgermeister in Halle gewesen. Dennoch war er ein Bürgermeister – nur: Schrader hat sich geirrt. Heinrich Sebastian Wesche war nie Bürgermeister in Halle, sondern von 1690 bis 1697 *Bürgermeister von Magdeburg*.¹⁰

8 GStA Berlin, HA I Rep. 52 Nr. 159 n1 (1531, 1690–1698), Bl. 375^vf.

9 GStA Berlin, HA I Rep. 52 Nr. 159 n1 (1531, 1690–1698), Bl. 376–379.

10 Ich danke Frau Dr. Ballerstedt vom Stadtarchiv Magdeburg für ihre Auskünfte und Literaturhinweise. – Trauergedichte auf den Tod Heinrich Sebastian Wesches am 27. Mai 1697 enthält die Sammlung:

Wie das? Zwar haben wir immer schon geahnt, dass die Hallesche Universität gerade in Magdeburg viele, viele Freunde und Förderer hat – aber bei diesem Schreiben des Bürgermeisters Wesche ist doch zumindest ein zaghaftes „Cui bono?“ angebracht.

Um dies zu finden, muss man nicht lange suchen. Wesche benennt es klar schon am Anfang seines Briefes: „Daß es denen Eingeseßenen des Herzogthumbs Magdeburg alljährlich wohl auff etliche tausend Thaler profitable fallen könnte, wann die Regierung und Ambts=Cammer solches Herzogthumbs von Halle uff Magdeburg transferiret würde, solches ist dahero klahr und offenbahr [...]“. ¹¹

Damit lagen die Karten gleich anfangs klar auf dem Tisch: Was Wesche wirklich wollte, war eine Entscheidung, die Regierung des alten Erzstifts Magdeburg und des – seit 1680 in brandenburg-preußischer Hoheit stehenden – Herzogtums Magdeburg von ihrem traditionellen Regierungssitz in Halle nach Magdeburg zu transferieren. Diesem Anliegen gilt auch der größte und eloquenteste Teil seines Briefes vom 8. Februar 1690. ¹²

Die Gründung einer Universität in Halle sollte also – in der Sicht des damaligen, politisch nach Aktenlage sehr versierten – Magdeburger Bürgermeisters Wesche die Kompensation dafür sein, dass Halle den traditionellen Regierungssitz der Region an die Stadt Magdeburg verlieren sollte, was letztlich ja auch ein wirtschaftliches Problem einschloss: „Alleine es findet sich doch dargegen ein Expediens, wodurch solcher Stadt der Abgang nicht nur ersetzt, sondern auch derselben ein mehrer Zuwachß beschaffet werden kan, welches dieses; Wann S^c. Churfürstl. Durchl. [...] alda eine Universität anrichteten, und dahin

Rühmlicher Nachklang Zu wolverdienten letzten Ehren [...] Hn. Heintr. Sebastian Weschens/Wolmeritirten ältesten Bürgermeisters [...] der Stadt Magdeburg [...]. Magdeburg [1697] (vorhanden im Stadtarchiv Braunschweig. Ich danke Frau Meyer vom Stadtarchiv Braunschweig für entsprechende Hinweise).

11 GStA Berlin, HA I Rep. 52 Nr. 159 n1 (1531, 1690–1698), Bl. 374f.

12 Schrader selbst hat diese Tauschoption benannt: Wesche habe „vorgeschlagen, die Regierung und die Amtskammer von Halle nach Magdeburg zu verlegen und dafür in Halle eine Universität zu begründen“ (Schrader a. a. O., S. 38). Mit dieser Formulierung folgte er wohl einem Registraturvermerk auf der Akte in Berlin: „Fragment betr. den Vorschlag des Bürgermeister Wesche wegen Verlegung der Regierung und Amts=Kammer von Halle nach Magdeburg und Errichtung einer Universität zu Halle“. Da Schrader jedoch weder ein Hallore noch ein gebürtiger Hallenser war, sondern ein erst in späteren Lebensjahren Zugereister, kam er nicht auf die Idee, dass ein solches Angebot kaum von einem Halleschen Bürgermeister stammen konnte. – Aufschlussreich ist Schraders Autobiographie (Wilhelm Schrader: Erfahrungen und Bekenntnisse. Berlin 1900).

gnädigst sorgeten, daß solch Dero neue Universität, sogleich mit der Fundation, mit den stattlichsten und gelehrtesten Leüthen, so zubekommen, versehen würde, da den nichtes hinderen kan, daß umb Halle herum und in deren Nähe schon mehr Universitäten vorhanden [...]“.¹³

Das Fazit zog Wesche in einer gekonnten Peroratio: „In Summa, das ganze Werck, ob es wohl Anfangs was difficil scheinet, stünde leichte zum Stande zubringen, beyden Städten, Magdeburg und Halle, würde dadurch sehr mercklich mitgeholfen, und hette alle Welt, zumahlen wann S^c. Churfürstl. Durchl. ein solches auch bey itzigen schweren Kriegen=Troublen thätten, von Ihro mit höchsten Ruhm und Recht vollents billich zu sagen; Quod ex utroque laudabilis Princeps p.“¹⁴

So kam Halle zu seiner Universität und Magdeburg zu seiner Regierung. Damit war Harmonie prädisponiert.

Nicht alle sahen eine Universitätsgründung in Halle so leichterdings geschehen, wie von Bürgermeister Wesche zweckoptimistisch dargestellt. Der bekannte Staatsrechtslehrer Samuel Pufendorf schrieb am 31. Januar 1691 – Bezug nehmend auf die innerstädtischen Widerstände gegen die Gründungspläne: „Die Hallenser haben sich nicht für eine academie zu fürchten; es lasset sich so gleich nicht thun und da gehören mittel dazu.“¹⁵

Wo er Recht hat, hat er Recht. Und dennoch unterschätzte Pufendorf gröblich die Kreativität des Ministeriums und den Ehrgeiz des Kurfürsten: Wo ein Friedrich ist, ist auch ein Weg; zumindest ein Weg als Wille und Vorstellung. Und der Wille sagt: erst vereinbaren wir die Ziele, dann schauen wir, ob es Mittel dafür gibt.

13 GStA Berlin, HA I Rep. 52 Nr. 159 n1 (1531, 1690–1698), Bl. 375f.

14 GStA Berlin, HA I Rep. 52 Nr. 159 n1 (1531, 1690–1698), Bl. 379f.

15 Pufendorf an Adam Rechenberg, Berlin, 31. Januar 1691 (Briefe von Pufendorf. Hg. u. erläutert v. Konrad Varrentrapp. In: Historische Zeitschrift. NF 34, 1893, S. 1–51 und S. 193–232, hier S. 204. Neudruck: Briefe Samuel Pufendorfs an Christian Thomasius. Pufendorf-Briefe an Falaiseau, Friese und Weigel. [Königstein/Ts.] 1980 [Scriptor Reprints. Sammlung 18. Jahrhundert. Hg. v. Jörn Garber]).

Damit bin ich in meiner historischen Reminiszenz beim dritten und letzten Punkt mit dem Arbeitstitel:

„Vom Segen einer Planung, die nicht funktioniert –
oder: die Geburt der Reform aus dem Chaos“.

Es ehrt unsere Universität sehr, dass sie bis heute in den einschlägigen Universitätsgeschichten als die erste „moderne“ Universität bezeichnet wird, der andere Neugründungen wie zunächst Göttingen in *aemulatio* und dann auch *superatio* nachzukommen versuchten. Was in Halle – zeitweilig frequenzstärkste deutsche Universität – geschah, scheint auf die Realisierung überlegener hochschulpolitischer Strategien zurückgeführt werden zu müssen. Mit Pietismus und Aufklärung wurden in einer anscheinend gezielten Innovationsstrategie moderne, weltoffene und international aufgestellte Geistesrichtungen etabliert, die dem an Rohstoffen und Bevölkerungszahl armen Land einen Modernisierungsschub verpassten, die neue Universität als Exzellenz-Maßstab etablierten und selbst das Steueraufkommen der Region spürbar erhöhten.

Alles richtig – soweit es die Leistungen der Universität betrifft. Aber was ist mit den grandiosen Gesamtstrategien, denen alles dieses zu verdanken sei? Mit den innovativen Zielvorgaben und mutmaßlichen Masterplänen? Von denen kann nur sprechen, wer Archive scheut und keine alten Akten liest.

Schon die erste obrigkeitliche Berufsplanung war ein Desaster. Zum Glück für die Universität, kann man nur sagen. Zwar stand Christian Thomasius auf der Liste des Rahmenplans: ihm fühlte sich der Kurfürst wegen eines brandenburg-freundlichen Gutachtens verpflichtet, das Thomasius in Leipzig die Stellung gekostet hatte. Auch in der Theologie war mit Joachim Justus Breithaupt eine externe Berufung vorgesehen. Im Übrigen aber sollten zumeist hallese Theologen, Juristen, Mediziner und Schulmänner auf Lehrstühle berufen werden: Männer, die eh schon über ein Amt nebst Besoldung verfügten: Eine Lösung, die gegenüber der Stadt ebenso versöhnlich wie für das Land kostensparend hätte sein können.¹⁶

16 Erlass über die erste Einrichtung der Universität [27.08.1691]. In: Wilhelm Schrader, Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle. Zweiter Teil. Berlin 1894, S. 357–360.

Zum Glück sagten die halleischen Amtsträger geschlossen ab. Damit begann ein intensives Head-hunting mit beträchtlichen Differenzierungen im Gehaltsangebot der Berufungsverhandlungen. Ein Coup war die Gewinnung des renommierten Juristen Samuel Stryck – brandenburgisches Landeskind und nur unter dem Revers ins ausländische (kursächsische) Wittenberg auf eine Professur entlassen, im Bedarfsfall in die Heimat zurückzukehren. Stryck verhandelte allerdings so erfolgreich, dass sein Jahresgehalt – das vierfache der durchschnittlichen Professorenbesoldung – erhebliche Ressourcen band und weitere Möglichkeiten einschränkte. August Hermann Francke etwa – zunächst noch Professor der Philosophischen Fakultät – erhielt in den ersten Jahren überhaupt kein Gehalt; erst nach der erfolgreichen Einwerbung eines größeren Drittmittelprojekts – man nennt dieses Projekt heute die „Franckeschen Stiftungen“ – wurden ihm im Zuge leistungsorientierter Mittelvergabe zumindest die Grundbezüge eines Professorengehalts ausgezahlt.

Mir gehen nicht weitere Beispiele aus, sondern läuft nur die Zeit davon. Und bewußt langweilen will ich Sie auf gar keinen Fall. Deswegen schnell noch ein Wort zur großen Innovationsstrategie, die sich in der willentlichen Implementierung von Pietismus und Aufklärung realisiert habe. Das ist ein so schöner Mythos, dass man ihn gar nicht destruieren mag.

Aber Landesherr und Regierung waren weder an Pietismus noch gar an Aufklärung interessiert. Die Universität sollte preisgünstig sein, praxisorientiert und regionalbezogen – und vor allem konfessionspolitisch weitgehend neutral, also lutherisch, aber nicht reformiertenfeindlich. Nicht zuletzt nach diesem Gesichtspunkt wurde berufen. Der Lutheraner Thomasius hatte sich als reformiertenfreundlich profiliert: das gab ihm die Professur in Halle. Die sogenannten Pietisten seien ebenso veranlagt, zumindest konfessionspolitisch friedlich, kommunizierte Thomasius an den Hof: das ebnete diesen den Weg.¹⁷

17 Am 25. Mai 1690 hatte Thomasius an Kurfürst Friedrich III. berichtet: „was die Pietisten anlangt, dieselbige nichts anders alß gelehrte Magistri und Studiosi Theologiae sind, die das Theologische Schulgezänck laßen, und vielmehr nach dem exempel und der Lehre herrn D. Speners Collegia Biblica und Pietatis halten, und so wohl sich alß andern in Übung des wahren Christenthums und zuförderst der friedfertigen Liebe des Nechsten zuerbauen und auffzumuntern suchen“ (GStA Berlin, HA I Rep. 52 Nr. 159 n1 (1531, 1690–1698), Bl. 170–173, hier Bl. 172“).

Dass die Pietisten in Wahrheit eine eigene Agenda hatten, die universale Reformvorstellungen entfaltete und ihre Protagonisten ungescheut in Konflikte mit etablierten Machtverhältnissen trieb,¹⁸ erkannte man am Hof erst, als es für eine Kursänderung zu spät war. Immerhin versuchte man schon 1692, sie wieder loszuwerden, doch das wäre ohne einen massiven Gesichtsverlust der Politik nicht möglich gewesen – wie Philipp Jakob Spener, der in Berlin residierende einflussreiche Patron des Pietismus überzeugend für die Regierung verdenschriftete¹⁹ – und so arrangierte man sich in einer win-win-Situation, die in der von dem Historiker Carl Hinrichs beschriebenen Synthese von „Preußentum und Pietismus“²⁰ resultierte.

Zum Thema „Aufklärung“ läßt sich Ähnliches feststellen. Denn: wenn „Aufklärung“ auch nur annähernd das bedeutet, was wir in so leichtfertiger positiver Konnotation ihr zurechnen – nämlich dass sie der Ausgang sei des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit (Kant), dass ihr emanzipatorische Kraft eigne, ja dass sie auf Freiheit der Meinung tendiere, vielleicht sogar auf politische Freiheit der Bürger und Selbstbestimmung – ja wenn dies wahr wäre auch für die deutsche Frühaufklärung, – dann wäre Friedrich der Dritte und Erste der dümmste Absolutist, der je auf einem Thron gesessen hätte. Aber wer wollte das behaupten? Wer wollte behaupten, dass er den Begriff der „Aufklärung“ (in dieser Hinsicht, nicht meteorologisch) auch nur gekannt hätte?

Friedrich hatte keine Ahnung, dass er eine Aufklärungsuniversität gestiftet hatte. Insofern kann wenig verwundern, dass Thomasius mehrfach ernstlich ermahnt worden ist, sich auf seine juristischen Vorlesun-

18 Noch am 7. März 1696 schrieb August Hermann Francke an Philipp Jakob Spener, der ihn zur Rücksichtnahme gegenüber dem Berliner Hof ermahnt hatte: „Was der Hoff vertragen könne oder nicht, dienet nicht zu meinem reglement, noch wird sich irgendein wahrer Knecht Gottes darnach richten. [...] Es hat unser gnädigster LandesHerr und seine Gewaltigen mehr Segen von mir, als ich von ihnen habe. Ja auch im leiblichen bin ich gewiß, daß das Land mehr Nutzen und Segen von mir gehabt, (doch nicht von mir, sondern von dem Herrn der mich gesegnet hat) als ich des leiblichen genoßen.“ (Philipp Jakob Spener: Briefwechsel mit August Hermann Francke 1689–1704. Hg. v. Johannes Wallmann u. Udo Sträter in Zusammenarbeit m. Veronika Albrecht-Birkner. Tübingen 2006, S. [433–440] 434.

19 Memorial „Wichtige Ursachen so dem Vorschlag H. D. Breithaupten und H. M. Francken, oder doch diesen letzten, von Halle zu translociren, mögten entgegen stehen.“ (enthalten in zwei Abschriften: Archiv der Franckeschen Stiftungen D 92: 396–402 [403] und D 92: 704–709 [711]).

20 Carl Hinrichs: Preußentum und Pietismus. Der Pietismus in Brandenburg-Preußen als religiös-soziale Reformbewegung. Göttingen 1971.

gen zu konzentrieren und weder theologische Fragen zu traktieren noch gar über die aktuelle Politik der hohen Landesobrigkeit zu *raisonnieren*. Das galt auch für andere Professoren.

So wandte sich König Friedrich I. etwa am 4. Juni 1708 an die Universität Halle:

„Wir haben mit nicht geringen mißfallen angemercket, daß eine Zeithero einige der dortigen Professorn in ihren Collegiis, Disputationen und herausgegebenen Schrifften über die jura Unsers Hauses allerhand seltsahme und mit Unsern Absichten und maximen gantz nicht übereinkommende raisonnemens formiret, wodurch Uns auch bey auswärtigen Puissancen viel unglimpf zugezogen und Unserm Interesse nicht wenig geschadet worden. Und weil wir nun diesem Unwesen nicht länger zusehen können, Als befehlen Wir Euch hiemit in Gnaden, gedachte Professoren ingesamt[!], und absonderlich von der juristen und Philosophischen Facultaet anzudeuten, daß Sie bey Verlust Ihrer Profession und anderer exemplarischen Bestraffung in ihren Collegiis tam privatis quam publicis ingleichen in ihren Disputationibus und edirenden Schrifften der Gerechtsahmen Praetensionen und Praerogativen, die Uns und Unserm Königl. Hause auf einigerley Weise competiren können, durchaus nicht weiter gedencken, sondern von denselben gänzlich abstrahiren, und wann sie meynen, daß Sie deshalb etwas zu erinnern haben, solches auf das euserste menagiren, und Niemand als unsern Ministris, die zu dergleichen Dingen bestellet seyn, oder Uns selbst davon eröffnung thun sollen.“²¹

Was durch viele weitere Beispiele aus den Akten belegt werden könnte. Aber ich will hier nicht selbst *raisonnieren*, sondern nur als Historiker berichten, dass auch die Zeitgenossen wahrgenommen haben, dass bei der Universitätsgründung in Halle von planmäßiger Exekution einer Zielvereinbarung keine Rede sein konnte. Als Kronzeugen benenne ich wiederum Pufendorf, der auf die Wirren um die neue Universität anspielte und am 31. Oktober 1691 (Reformationstag!) an Christian Thomasius schrieb: „Sonsten gehet es freylich mit einrichtung des Hälischen wesen ziemlich *irregulier* her. Obs mit der zeit recht wird zu stande kommen, wird man sehen.“²² Am 27. Februar 1692 legte er nach: „Sonsten mache ich mir *in universum* von dem Hallischen wesen noch zur zeit wenig einbildung. [...] Ich halte von dergleichen werken

21 Universitätsarchiv Halle: Rep. 27 Nr. 1287 (Bl. 77).

22 Briefe Samuel Pufendorfs an Christian Thomasius (1687–1693). Hg. u. erklärt v. Emil Gigas. München und Leipzig 1897 (Reprint wie in Anm. 14), S. 61.

eben das ienige, was einer von dem krieg gesaget hatte, *quid primum, quid secundum, quid tertium in bello esset*, das war *pecunia* [was an erster, zweiter und dritter Stelle zählte, das war Geld]. Denn haben sie einen *fond* gute *salaria* [Gehälter] zu geben, so kriegt man wohl wackere leute.“²³ Schließlich fasste Pufendorf am 26. November 1692 seine Skepsis in die Worte: „Wenn aus Halle etwas *regulieres* und rechtschaffenens wird, so mag man es unter die *notabilia huius seculi* [unter die Denkwürdigkeiten dieses Jahrhunderts] mit rechnen.“²⁴

Das ist fast zu viel der Ehre. Denn der Erfolg der Gründung ist ex post unbestreitbar und bis in die Standardwerke unserer Tage hinein zu konstatieren. Die Geschichte der halleschen Universitätsgründung ist eine Erfolgsgeschichte. Gehört dieser Erfolg damit zu den „*memorabilia*“ des langen 18. Jahrhunderts?

Vielleicht hat der Staatsrechtler Pufendorf viel zu etatistisch gedacht, um die kreative Dynamik eines Aufbruchs richtig einordnen zu können. Doch hat er sehr wohl gewusst, wie man's richtig macht mit der Gründung einer Universität: „Die rechte *methode* ist sonsten 1. schafft genugsame mittel an hand; 2. macht gute *disposition* und anstalt, und 3. *vociret* gute auserlesene leute.“²⁵

Pufendorf schließt mit den Worten: „Ob das bey Halle so ist in acht genommen worden *ego nescio, nec ego curo*“ [das weiß ich nicht, und das ist auch nicht mein Problem].

Nun, über „gnugsame mittel“ kann man über Jahrhunderte hindurch diskutieren – und könnte es sogar noch heutzutage.

Und was die „gute disposition“ angeht, so waren es nicht die ebenso illusorischen wie letztlich doch auch mediokren Pläne der Obrigkeit, sondern die von Pufendorf so etikettierten „gute auserlesene leute“, die

23 Briefe Pufendorfs, a. a. O., S. 64. – Entsprechend rät Pufendorf seinem Briefpartner Thomasius, seine Interessen offensiv zu verfolgen: „Denn die leute sind hier [in der Berliner Regierung] gut genug, aber wer da glaubet, daß sie *ultra* [von sich aus] viel thun werden, betriegeret sich. Man muß sie erinnern, und zwar zum öfftern [...]“. „Um der Last jährlichen Bettelns zu entgehen, solle Thomasius darauf hinwirken, „daß Ihm ein beständiger *fond* angewiesen werde, wo er das seinige alle jahr haben kann“, und er solle „fein rein und Teutsch hieraus sagen, daß wo man seine *subsistence* nicht richtig hat, einem alle lust etwas zu thun vergehet“ (ebd.).

24 Briefe Pufendorfs, a. a. O., S. 69.

25 Briefe Pufendorfs, a. a. O., S. 70.

der neuen Universität den ungeahnten und ungeplanten Aufstieg bescherten – so lange, wie man ihnen diese Freiheit ließ und der noch unvollkommene, bis dahin nur theoretisch fundierte, aber noch nicht behördlich durchstrukturierte „Absolutismus“ zu einer reglementierenden Umarmung unfähig war.

Was der Universität wirklich Inspiration und Drive verleihen konnte, hat Pufendorf an anderer Stelle in die Formulierung gebracht, die ich meinen historischen Reminiszenzen vorangestellt habe: „Es ist freylich eine wunderliche *conjunctio Planetarum* zu Halle“.²⁶

„*Conjunctio Planetarum*“ – was für ein schönes Bild für ein Professorium. Heutzutage redet man nicht mehr nur von den „Planeten“, sondern von jedem einzelnen Sternchen (*stella*) und nennt das „Kon-Stellation“. Wenn die Sterne in guter Konstellation leuchten, wird es richtig hell und klärt es auf – und auch der Navigator findet den Weg zu großen Zielen.

Eine extrem kreative hallesche Konstellation um 1700 ist jedenfalls ein historisches Faktum, eine solche Konstellation in der Gegenwart ist unser Wunsch, ist auch ein Ziel.

Dixi – et gratias ago maximas.

26 Briefe Pufendorfs, a. a. O., S. 67 (Brief an Thomasius vom 26. November 1692).

www.uvhw.de

ISBN 978-3-86977-061-1



9 783869 770611